Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 43 — **Marburg i. H., den 26. Oktober** — **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 3,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,30 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 2,30 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille-Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202

Inhalt: Die Hoffnung besserer Zeiten. Zum Reformationsfest — Von der Einheit des Protestantismus — Eine norwegische Predigt am Grabe deutscher und englischer Seeleute — Die Kirchenfrage und die Einzelgemeinde. Ein Wort zum Lösungsversuch von D. E. Foerster — Christliche Politik. Ein Wort zu Baumgartens Politik und Moral — Organe des öffentlichen Gewissens — Verschiedenes: Martin Luthers Ausgewählte Schriften (in einem Band); Das Volk der Religion (Tögel); Die Unsterblichkeitsfrage (Hans); Unsers Herrgotts Rebberg (Wolfensberger); Karl Stielers Werke; Märker (Fontane); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Hoffnung besserer Zeiten

Zum Reformationsfest

Gedenket nicht an das Alte und achtet nicht auf das Vorige! Denn siehe, ich will ein Neues machen; jetzt soll es aufwachsen, und ihr werdets erfahren, daß ich Weg in der Wüste mache und Wasserströme in der Einöde. Jes. 43, 18 f.

Wenn wir jetzt zum dritten mal das Reformationsfest inmitten des Weltkrieges begehn, wenn wir vollends dem Jubiläumsjahre 1917 entgegengehen und kein Programm für die Gestaltung dieser Feier zu entwerfen wissen, weil unser äußeres und inneres ganzes Sein von der gegenwärtigen Katastrophe durchschüttert ist und wir nicht wissen, was morgen sein wird — so ist es keine leichte Sache, in klaren Worten auszusprechen, welche Gedanken, welche Motive es gerade jetzt, in dieser unsrer bewegten Gegenwart, sind oder sein sollen, die der Erinnerungstag des 31. Oktober in uns wachruft.

Die Sache liegt so, daß die Gedanken, die sich ganz von selbst aufdrängen, in entgegengesetzter Richtung laufen und sich also teilweise geradezu aufheben. Einmal hat uns der Krieg mit heiliger Wucht belehrt, die trennenden konfessionellen Unterschiede zurückzustellen und das Gemeinchristliche und -religiöse, das Inter- und Ueberkonfessionelle in den Vordergrund zu rücken, als das Eine, das not tut. Der Heldentod auf dem Schlachtfelde braucht und duldet kein konfessionelles Schema, und in der Heimat bedürfen wir im Kampf um Sein und Nichtsein des Burgfriedens.

Aber noch mehr: da die Vormacht des Protestantismus in Europa, England, gegen das überwiegend evangelische, aber zugleich wesentlich paritätische Deutsche Reich kämpft, wir aber Schulter an Schulter mit der Vormacht des Katholizismus, Oesterreich, so ist nicht nur das große Problem Rom oder Wittenberg, Katholizismus oder Reformation verschoben und zurückgestellt hinter Weltmachtsfragen und politische Probleme, sondern es spricht auch, wenn doch jener Gegensatz geistiger Potenzen fortdauern und sich nach dem Krieg wieder stärker auswirken wird, alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß zunächst der Katholizismus eine wesentlich stärkere Position durch diesen Weltkrieg gewinnen werde.

Sodann aber ist es eine ebenso unbestreitbare Tatsache, daß sich die Kraft des evangelischen Christentums, wie sie in und durch die Reformation entbunden worden ist, gerade in den Stürmen dieses Krieges in herrlicher Weise ausgewirkt hat. Daß Luthers Schutz- und Trutzlied „Ein feste Burg ist unser Gott" noch nie so innig und so allgemein gesungen und auch von den katholischen Kommilitonen mitangestimmt worden ist, wie heutzutage, das ist ein untrügliches Symbol dieser Tatsache. Der Geist des weltüberwindenden Gottvertrauens ist der Urquell der Kraft des deutschen Volkes, das um sein Dasein ringt, und erst nach dem Kriege, wenn die Streiter heimkehren, wird sich offenbaren, wie viel befreiende, kirchliche Fesseln sprengende und konfessionelle Vorurteile zerstreuende Kräfte sich auch im katholischen Volksteile ausgewirkt haben mögen.

Aber wenn wir nun diese teils ineinander greifenden, teils einander widerstreitenden geistigen Strömungen und Bewegungen daraufhin ansehen, was wohl die Diagonale der Kräfte sein wird, wohin die Zeichen der Zeit weisen mögen, so sind wir zunächst ratlos: Niemand kann prophezeien, Niemand Programme entwerfen, was werden soll. Und die Lage ist um so merkwürdiger, als das gemeinsame Kriegserlebnis mit Macht nach neuen Wegen und Zielen, neuer Arbeit ruft, nach Reform, ja Reformation auf den verschiedensten Gebieten: im bürgerlichen, wirtschaftlichen, sozialen, wie im religiösen und kirchlichen Leben. „Was sollen wir tun? Was soll nach dem Krieg geschehen? Wie soll insbesondere die Kirche ihre Arbeit neuorientieren?" Diese und ähnliche Fragestellungen und Themata füllen die Blätter. Dieses Fragen und Suchen und Tasten in allen Ehren, diese pia desideria für die Zukunft seien anerkannt und respektiert! Es ist ein Zeichen der Selbstbesinnung, ein Beweis, daß das Gewissen arbeitet und der Wirklichkeitssinn erwacht ist.

Aber ebenso gewiß ist: **wir** schaffen das Neue nicht. Unsre Arbeit nach dem Kriege wird wesentlich darin bestehen, dem aus tausend Wunden blutenden Volkskörper in dienender, pflegender Liebe beizustehn. Zugleich aber in stillem, starkem Vertrauen nach oben zu blicken, empor zu dem Vater der Geister, der immer am Werke ist, der gerade jetzt, inmitten und durch den unser äußeres und inneres Leben durchschütternden Weltkrieg ein Neues schafft, es „aufwachsen" läßt, ohne daß wir es schon beobachten und kontrollieren könnten, der Wege macht in der Wüste, dem Chaos, den Trümmern des jetzigen Weltzustandes, und Wasserströme, erquickende und befruchtende, fließen lassen wird in der Einöde, der unter den Feuersgluten des Kriegs ausgebrannten christlichen Kultur der Gegenwart.

Indem wir so wartend und sinnend dem entgegenharren, was Gott neu schaffen und wirken wird, wissen wir zugleich, daß dieses Neue nicht **die** Entwickelungen abreißt und **die** Entwicklungsknoten abbricht, die zum gesunden Wachstum der Geistesgeschichte der Menschheit gehören. M. a. W. wenn wir das Reformationsfest auch weniger retrospektiv, als vorwärtsblickend und -strebend in unserm Geiste feiern wollen, so ist damit nicht gesagt, daß wir **gar** nicht an das „Alte" gedenken und auf das „Vorige" achten sollen, also an die Reformation vor 400 Jahren. Im Gegenteil: was wir von dem von Gott zu schaffenden Neuen erhoffen und erwarten, davon sehen wir eben die Grundzüge durchschimmern in jenem Gotteswerke. Sie, die Reformation, hat uns gebracht eine wunderbare **Vereinfachung** des christlichen Glaubens und Lebens, die Herausarbeitung des Einen, was not tut, aus dem menschlichen Beiwerk und Zusatz, sodann eine gründliche **Vertiefung**, eine Schärfung des Gewissens und des Verantwortlichkeitsgefühls an absoluten und unerbittlichen Maßstäben gegenüber allem Relativismus, und endlich, was die Seele von allem ist, hat sie uns gebracht eine neue, krystallhelle **Offenbarungswirklichkeit**, in der die Seele Gottes Wort wirklich und ursprünglich zu hören bekam und seines Geistes Hauch verspürte.

Ist es nicht eben dieses dreifache große Bedürfnis, worauf der Zuchtmeister Krieg, der Lehrer der Wirklichkeit und Enthüller der wahren Lebenswerte, uns mit aller Macht hinweist? Was uns nottut und was als erste Richtlinie besonders für die Verkündigung der Wahrheit in Kirche und Schule zu gelten hat, das ist Einfachheit und Ursprünglichkeit. Wer durch die eiserne Zeit hindurchgegangen ist, der braucht nicht alte und neue Scholastik, sondern die Urlaute des Evangeliums. Aber nicht minder tut uns Vertiefung not, Vertiefung und Eindringen in die absoluten Maßstäbe, Betonung der Verantwortung vor Gott, gegenüber dem unseligen Relativismus, der mitschuldig ist an dem Scheinwesen und der Verlogenheit unsrer Kultur, die jetzt so furchtbar gerichtet ist. Auf den großen Bußprediger Kierkegaard, der diese großen Gewissenswerte in die Gemüter hineinhämmern wollte, hat man nicht gehört; wird man der Stimme der Kanonen besser lauschen? Und endlich: Offenbarungswirklichkeit! Wer nur auf den Pulsschlag des christlichen Lebens im Gebiet der Kirche achtet, der wird in ganz bestimmter Weise feststellen können, wie die Leute schmachten nach dem göttlichen Wort, das nicht Lehre oder Historie, sondern Geist und Leben, kurz: Wort Gottes „aus erster Hand" ist.

In dieser Richtung liegt das Neue, wonach wir uns sehnen und das wir von Gott erhoffen, der es allein schaffen kann.

J H

Von der Einheit des Protestantismus

Von der Einheit des Protestantismus zu schreiben, mag manchem heut wie bitterer Hohn erscheinen, da die Zerrissenheit und der leidenschaftliche Kampf protestantischer Christen gegen einander das tägliche Schauspiel geworden ist und wir Protestanten in den allgemeinen Bankerott der Christenheit ganz besonders empfindlich hereingerissen werden. Allein wie jederman weiß, ist diese Einheit des Protestantismus längst zuvor in der Friedenszeit uns von berufenen Forschern als ein problematisches Ding hingestellt worden, und außerdem ist sie durch unsre kirchlichen Kämpfe in allen Ländern so schwer kompromittiert worden, daß es damals schon einen gewissen Mut erforderte, von ihr zu reden und an sie zu glauben. Insofern bringt der Weltkrieg hier wie auf allen Gebieten kein Novum, sondern steigert wie überall die zuvor vorhandenen Verwicklungen und Gegensätze. Aber nun ist zu allem Uebrigen, was uns niederdrückt, auch noch dies hinzugekommen, daß gerade mitten in diesem innerprotestantischen Kriegszustand die alte Parole vom Gegensatz des Luthertums und des Calvinismus wieder aufgegriffen wurde, um die politischen Gegensätze auch noch religiös zu vertiefen und die Herzen auch da noch weiter aus einander zu reißen, wo gerade der Ansatz zu einer tief innerlichen Verständigung nach dem Krieg allein erwartet werden könnte. Wenn ich dem gegenüber hier mit wenig Worten für die Einheit des Protestantismus eintrete, geschieht es nicht aus augenblicklichem Widerspruchsbedürfnis, sondern ganz einfach, weil sich mir diese Einheit im tiefsten Grund längst zuvor bei meiner geschichtlichen Arbeit als eine besonders beglückende Erscheinung aufgedrängt hat.

Es kann sich ja um keine Verwischung oder Verkleinerung der Differenzen zwischen Luther und Zwingli oder zwischen Luther und Calvin handeln und auch überhaupt um kein Zurückgehen hinter die wertvollen neuen Feststellungen, welche uns die kirchengeschichtliche Arbeit der letzten Jahrzehnte gebracht hat; ich denke dabei in erster Linie an Troeltsch. Vielmehr sollen hier diese sich bis zu wirklichen Gegensätzen steigernden Differenzen von vorn herein als bekannt vorausgesetzt werden. Es sind Differenzen, die sich ergaben aus den mannigfachsten Verschiedenheiten des Charakters, der persönlichen Lebensführung, der äußern Bildungs-, Staats- und Gesellschaftsverhältnisse, der Beimischungen mannigfaltiger anders gearteter Geisteselemente. Man kann wohl nicht leicht überhaupt drei verschiedenartigere Persönlichkeiten neben einander stellen als gerade die drei Reformatoren, und man muß sich immer wieder wundern, daß sie überhaupt zu einer großen Gesamtbewegung zusammenwirken konnten. Religiös liegt ein Hauptunterschied darin, daß allein Luther sein religiöses Grunderlebnis nach allen Seiten ausdenken konnte, während bei Zwingli starke Einflüsse des Humanismus und der oberdeutschen Mystik dazutraten und Calvin als Epigone bereits die ganze Mannigfaltigkeit der im ersten reformatorischen Jahrzehnt entstandenen religiösen und theologischen Produktionen innerlich zu verarbeiten hatte. Und das dürfte noch nicht einmal der tiefste und innerlichste Differenzpunkt sein. Vielmehr drängt sich zum Verständnis der tiefsten Differenzen immer wieder die nicht weiter abzuleitende verschiedene Grundanlage auf, die Luther in der im Glauben ergriffenen göttlichen Gnade Gott selbst und alle Seligkeit finden ließ, während für Zwingli und Calvin diese Gnade alsbald vorwärts drängte zum Kampf und zur Umgestaltung des Einzel- und des Gesamtlebens. Aber das alles dürfte reichlich bekannt sein und bedarf unter uns keiner weitern Ausführung. Wohl aber darf heute wieder einmal auf die gemeinsame Grundlage, die schließlich allein das Recht, vom Protestantismus zu reden, gibt, erinnert werden, selbst auf die Gefahr hin, daß das Vorgebrachte für die Kenner der Reformation lauter Selbstverständlichkeiten enthält.

Es ist einmal allen Reformatoren der Ausgangspunkt gemeinsam in der unbedingten und grundehrlichen Unterstellung der eigenen Person unter die absolute Forderung Gottes und der unausweichbaren Konsequenz der radikalen Selbstverurteilung. Luthers Lied „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" bezeichnet in meinen Augen wirklich das Grunderlebnis aller reformatorischen Frömmigkeit. Mit so hohem Interesse ich auch die gegenwärtigen Forschungen zu Luthers innerer Entwicklung verfolge, ich warte jedesmal bei der Lektüre dieser Literatur auf den Punkt, wo der Forscher auf das neue machtvolle Ideal mit den aus ihm sich ergebenden gegen das eigne Ich gerichteten Konsequenzen stoßen muß. Letztlich kann doch das, was die Reformatoren aus dem ganzen katholischen Denken herausriß, gar nichts Anderes gewesen sein, als daß sie in eigener Seele vom Absoluten getroffen, ganz persönlich getroffen wurden, daß ihnen mit ganzer Neuheit aufging, was Gott vom Menschen fordert, nein, nicht vom Menschen, sondern von ihnen selbst ganz persönlich. Wenn ich den deutlichen Nachhall dieses Erlebnisses in Calvins erschütterndem Bekenntnis von der Rechtfertigung lese, wo er mit einer Ehrlichkeit ohne gleichen jeden Christen vor Gottes Richterthron hinstellt und die Summe der göttlichen Forderung in das eine, aber unendliche Wort faßt: „Aufrichtigkeit des Willens", sincera voluntas; wenn ich in Zwinglis Schriften, besonders in der Auslegung der Schlußreden, das ehrliche Geständnis finde, wie ihm der tiefe Sinn der Bergpredigt aufging und auf einmal dies Gesetz ihn zu drücken begann: „ist mir unmüglich!" — dann spüre ich, was gerade diese beiden Männer innerlich vom Humanismus losgelöst und zu Reformatoren befähigt hat. Im Humanismus begnügte man sich mit dem Relativen, man richtete die Kritik gegen die äußeren Schäden der Kirche und der Gesellschaft, nicht gegen sich selbst. Und immer wirkte dabei die katholische Art — man könnte besser sagen: die menschliche Durchschnittsart — mit, menschliches Tun und göttliches Tun nebeneinander zu stellen und miteinander zu addieren, d. h. eben den Unterschied des Relativen und des Absoluten, des Halben und des Vollkommenen zu verwischen und sich über den Ernst der göttlichen Forderung hinwegzutäuschen. Darum erscheint mir wirklich die Aufrichtigkeit gegen sich selbst der Anfang des reformatorischen Denkens und Erlebens. Diese Aufrichtigkeit ist es auch, die sich ganz unmöglich um den Unterschied von Haupt- und Nebensachen täuschen konnte, die sich immer wieder dem Zentrum der göttlichen Forderung gegenübergestellt sah: unermeßliches Gottvertrauen und unermeßliche Bruderliebe, die stets von allem Peripherischen, von allem, dessen wir uns vielleicht rühmen könnten und wobei wir wirkliche Vorzüge vor den und jenen Mitmenschen besitzen, auf dies Zentrum zurückzog, wo der eigne Ruhm rasch vergeht und die Lücken und Blößen jedem bewußt werden müssen. Nicht um ein vorübergehendes Selbstgericht kann es sich ja hierbei handeln, das etwa nach der Rechtfertigung einer andern Selbstbeurteilung weichen könnte, sondern um die bleibende Grundstellung, den bleibenden Abstand, die bleibende Schuld jedes Einzelnen vor Gott. Es ist, sobald diese Forderung einmal ganz ernst genommen ist, jeder sittliche Perfektionismus ausgeschlossen, soviel auch von der erneuernden Kraft der Gnade erwartet werden mag. Es ist

natürlich erst recht jeder Perfektionismus gegenüber den äußeren Verhältnissen in Staat und Kirche ausgeschlossen, so kraftvolle Arbeit der Reform sich von hier aus entfalten soll und wird. Es ist vielmehr die Grundstellung der Demut gewonnen, die ohne alle Schwächlichkeit gerade aus der Erkenntnis der gewaltigen Aufgabe und aus dem Willen zur Arbeit an dieser Aufgabe herauswächst und den Protestanten gar nie verlassen kann.

Sage ich zu viel, wenn ich behaupte, daß einzig aus dieser elementaren protestantischen Grundstellung heraus die Möglichkeit, ja die sichere Hoffnung der künftigen Annäherung protestantischer Brüder aus den verschiedenen Ländern hervorleuchtet? Hier ist allein der Standort, wo das Richten und Anklagen der Andern verstummen muß, weil Jeder genug mit sich selbst zu tun hat und Jeder, wenn er es wirklich mit Gott ernst nimmt, Grund genug hat, beim Urteil über sich selbst zu verweilen und den Andern seinem Gott zu überlassen. Man kann es heute nicht genug betonen: in diesem Zentralen gibt es zwischen dem Lutheraner und dem Calvinisten nicht den Schatten einer Differenz; wer daran zweifeln wollte, brauchte nur das 12. Kapitel des dritten Buchs der Institutio zu lesen.

Daraus ergibt sich ohne weiteres als gemeinsamer Grundzug des ganzen Protestantismus der Gnadenglaube, der Glaube an die durch Jesus uns geschenkte Sündenvergebung. Die Religion kann nicht Gesetz sein, weil sie das Gesetz so ernst nimmt und absolut durchdenkt; sie kann nur Gnadenreligion und also Glaube, Vertrauen zum schenkenden, vergebenden Gott sein. Luther hat wohl den Gegensatz von Gesetz und Gnade mit besonderer Schärfe erfaßt, schärfer als die Reformierten, aber er begegnet in Zwinglis Schriften, trotz gelegentlicher Polemik gegen Lutherische Uebertreibungen, unzähligemale, jedesmal, wenn Zwingli von der göttlichen Gerechtigkeit zur göttlichen Barmherzigkeit flieht; und an ihn erinnert ganz unmißverständlich das Motto, das Zwingli über so manche seiner reformatorischen Schriften setzte: „Kumend zu mir alle, die arbeitend und beladen sind, ich will üch ruw geben." Es ist im Grunde ganz erstaunlich, daß Zwingli, der Kämpfer, der sittliche Reformator, der gewaltige und gewalttätige Politiker gerade dies Wort aus seinem Matthäusevangelium als Kernspruch herausgriff, als wollte er damit sagen: So viel ich und meine Freunde kämpfen, donnern, schelten, arbeiten, unser Trost ist doch Christus allein. Und nicht anders ist es bei Calvin, der gern die ganze Religion als Gesetz auffaßt und selbst Jesus gelegentlich die Bedeutung des Vollenders des Gesetzes beimißt: er lebt doch in der Religion der Gnade, gerade er tritt für das Sola fide mit Leidenschaft ein, und wenn er in der Institutio die Lehre von der Buße vor die Rechtfertigungslehre stellt, so tut ers ausdrücklich, um jedes unsittliche Mißverständnis seiner Gnadenlehre unmöglich zu machen und der Gnadenbotschaft den für sie notwendigen Hintergrund des absoluten Lebensideals zu geben. Christus ist auch für ihn der Erlöser, er bringt uns den Vater und allen Trost der Vergebung und der väterlichen Geduld, und wer dies gewaltige Erlebnis von Trost, Frieden, Gewißheit, Zuversicht bei Calvin nicht kennt, müßte ihn nicht gelesen haben.

Die einfachste Probe dieses gemeinsamen religiösen Gnadenbesitzes aller Reformatoren bietet ihr Eintreten für die Heilsgewißheit und für die Prädestination mit der ganz persönlichen Anwendung auf sich und die Gläubigen. Es fehlt ja nicht an allerlei deutlichen Differenzen in der näheren Bestimmung dieser Prädestination, aber viel mehr als das gibt es zu denken, wie einmütig dies ganze erste reformatorische Geschlecht für die schroffe Prädestination eintritt. Sie alle haben eben einfach den Gnadenglauben konsequent zu Ende gedacht. Unsre Seligkeit von Gott allein, was heißt das anders, als daß in seiner Erwählung der ewige Grund unsres Heils liegen muß? Es liegt darin negativ das ehrliche Geständnis, daß unser doch immer halbes und unvollkommenes Tun auch nachträglich nicht auf Gottes Handeln entscheidenden Einfluß haben kann, und positiv die Zuversicht, daß wir uns auf Gott verlassen und seinem guten Anfang in uns auch das gute Ende zutrauen dürfen. Eben darum steht ja der Glaube im Zentrum dieser ganzen Religion und Theologie, nicht als ob er selbst etwas so besonders Gutes und Verdienstliches wäre, sondern weil der Glaube von sich weg auf den gnädigen Gott blickt und nichts Anderes bedeutet als das Festhalten der dargebotenen Hand Gottes selbst. So erwächst hier eine Religion, die allein auf Felsengrund steht und schlechthin nicht zerfallen kann, weil eher Gott selbst sich untreu werden und zerfallen müßte. Das ist der Grund der unerschütterlichen Freude und Zuversicht der protestantischen Frömmigkeit. Sie bringt es fertig, Sünde, Weltleid, teuflische und menschliche Bosheit ganz ernst zu nehmen, der Not und dem Jammer des Diesseits fest ins Auge zu schauen und doch in einer unverlierbaren Freude zu verharren, weil Gott dennoch und trotz allem da ist, Besitz ergreift von der Seele des Gläubigen und mit ihm durch alle Erdennot hindurchschreitet zur ewigen Bestimmung.

In allen diesen Beziehungen besteht wieder zwischen Luther, Zwingli und Calvin kein Schatten eines Gegensatzes, und wir denken, das ist doch das Zentrum jeder Religion, darauf vor allem kommt es an. Was anders ist der ganze Protestantismus als jene gründliche Ehrlichkeit und dies unerschütterliche Vertrauen? Er bringt das Paradoxe fertig, daß wir ganz wahr gegen uns und dennoch froh und getrost sein dürfen. Die Reformatoren hatten die Probe für diesen Gnadenglauben in den unerhörten Krisen ihrer Sache und Person ihr ganzes Leben lang. Mehr als einmal hat sich der ganze Weltlauf gegen sie verbündet, wurden ihre schönsten Hoffnungen zertreten, ihre weit ausschauenden Pläne vereitelt. Sie aber standen fest im Vertrauen und ließen sich durch gar kein Weltereignis in ihrer Zuversicht zu Gott auch nur im geringsten erschüttern. Luthers Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" drückt dies aus dem demütigen Gnadenglauben hervorbrechende Gottvertrauen königlich aus und ist von unsern reformierten Schweizern mit wahrer Begeisterung nicht nur deutsch, sondern gleich auch rhätoromanisch gesungen worden. Das deutet doch auf die Einheit im Zentrum hin. Das ist das große gemeinsame Neue gegenüber dem Katholizismus, der von keinem festen Vertrauen weiß und erschrickt beim Gedanken, es könnte ein Christ seines Heils persönlich gewiß sein. Alle unsre Reformatoren sind aus ihrer radikalen Wahrhaftigkeit zu einer ebenso radikalen Zuversicht und Freudigkeit aufgestiegen; sie haben an Gottes Gnade so ernst und fest geglaubt, wie vorher an seine heilige Forderung, und haben in der Art, wie sie beides zugleich auf sich wirken ließen, die Grundposition des Evangeliums Jesu gewonnen bei gänzlich andersartiger Formulierung.

Daraus ergibt sich dann der letzte zentrale Punkt, die Ueberordnung der Religion über die Moral und die Wurzelung der Sittlichkeit im Gnadenglauben. Wir leben zuerst und vor allem aus der Liebe Gottes, und mit dieser Liebe Gottes treten wir an unsre Aufgaben im Alltagsleben heran und vertrauen, daß Gott uns hilft in ihrer Erfüllung. Alles Verdienstliche fällt dahin, wir können Gott nichts schenken, ihm nichts leisten, ihm nichts abtrotzen. Auch der Himmel ist nicht der Lohn für unsre Erdenarbeit; wir tun nichts Gutes, um damit die himmlische Seligkeit zu verdienen. Was folgt daraus Anderes, als daß Pflicht eben schlichte Pflicht ist, das Tun des Willens Gottes, das Halten seiner Gebote ohne die geringste Beimischung eines selbstischen Zweckes. Es ist wieder ganz auffallend, aber beim Nachdenken wieder selbstverständlich, wie gleich entschieden die Absage aller Reformatoren an die Verdienstlichkeit und an alles, was wir heute Eudämonismus nennen, erscheint. Und wir denken, das ist für das Wesen aller Sittlichkeit von höchster Bedeutung; das ist ja im tiefsten Sinn allein wirklich gut, was aus Pflichtgehorsam hervorquillt. An diesem Punkt haben unsre Reformatoren wirklich Kants Neuentdeckung der Moral vorweggenommen, haben so schroff wie Kant in der Selbstsucht und im Eudämonismus das eigentliche Böse bekämpft und den Christen in die schlichte Grundstellung des Gehorsams gestellt. Ihre einzelnen gedanklichen Aufstellungen über die innere Verbindung von Religion und Moral differieren mannigfaltig, insbesondere in Luthers Gedanken haben sich für manche Forscher die Schwierigkeiten gehäuft. Aber es bedarf nur einer Erinnerung an den Ausgangspunkt des ganzen reformatorischen Denkens, so erhellt der eminent und ausschließlich sittliche Charakter dieser Frömmigkeit, welche doch nicht mit dem unbedingten Sollen einsetzen

könnte, wenn sie nicht den Menschen auch zum freudigen und kräftigen Wollen des Gesollten hinführen wollte. Man darf nur nicht etwa Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen aus dem Zusammenhang seines reformatorischen Werks herausreißen auf Kosten des kurz zuvor geschriebenen elementaren Sermons von guten Werken, so kann über diese grundernste und einfache sittliche Stellung auch Luthers kein Zweifel sein. Bei Zwingli und Calvin ist der Zusammenhang wohl einfacher ausgesprochen, aber innerlich nicht anders motiviert. Vollends wird die große Gemeinsamkeit deutlich, sobald man auf den Inhalt der christlichen Forderung bei allen Reformatoren sieht: der Wegfall aller Extraleistungen, aller technischen Askese, die Heiligung des Berufslebens und Alltagslebens, die Unterstellung aller Detailforderungen unter Glauben und Liebe, die Erkenntnis der Unerschöpflichkeit der Forderung, die Befreiung der Moral vom Statutarischen, die Schärfung des eigenen Gewissens unbeschadet der biblischen Autorität, all das deutet in die gleiche neue Richtung. Man steht bei den sittlichen Grundgedanken der Reformatoren immer beim Allernächsten und Alltäglichen, man hat das Gute nicht im Außerordentlichen zu suchen, sondern in der Pflichterfüllung im täglichen Beruf und im Verkehr mit den Brüdern. Es ist sehr bezeichnend, daß beide reformatorische Kirchen an Hand des Dekalogs ihre tiefsten sittlichen Weisungen mitzuteilen wußten. Sie hoben freilich die elementaren Forderungen des Dekalogs ins Christliche und ins Innerlichste hinauf, aber es muß ihnen wohl gewesen sein gerade bei diesen Elementen, die, auf Glaube und Liebe gestellt und in ihrer Unendlichkeit erfaßt, das Einfachste und das Tiefste zugleich enthalten.

Die Probe der gemeinsamen sittlichen Grundstellung bietet das Verhältnis der Reformatoren zur Welt und zu den weltlichen Ordnungen. Unerachtet ihres z. T. massiven Teufelsglaubens, der gelegentlich praktisch in ihr Leben eingriff, haben sie die Welt und das Natürliche aus Gottes Schöpferhand genommen und den Dualismus in jeder Form persönlich überwunden. Ihre Stellung zur Natur ist überall sicher, freudig, dankbar und von jedem Schatten eines gnostischen Pessimismus frei. Infolge dessen konnten sie in der Familie auch für ihr eigenes Leben die göttliche Grundordnung sehen und an diesem Punkt mit dem Mönchs- und Priesterideal endgiltig brechen, wie Luther aus trotzigem Glauben heraus. Ebenso haben sie alle den Staat ohne weiteres als Ordnung Gottes für das diesseitige, mit Sünde durchflochtene Leben respektiert. Während das Spätmittelalter dem Naturrecht eine große Bedeutung zum Verständnis der politischen Verhältnisse zuschrieb, ist es für alle Reformatoren charakteristisch, wie wenig sie sich aus dem Naturrecht machen, wie kräftig sie dagegen durch alle menschlichen Zwischenursachen direkt zu Gott hindurchdringen und seinen Willen unmittelbar in den Staatsregierungen ausgedrückt finden, unbekümmert um das Detail der einzelnen Staatsformen. Wohl fehlt es gerade hier nicht an bedeutsamen Unterschieden der politischen Auffassung; aber wie wenig bedeuten sie im letzten Grunde gegenüber dem Gemeinsamen, der schlechthin positiven Stellung des Christen zum Staat und der großen Dankbarkeit aller Reformatoren für die Elemente staatlicher Ordnung und staatlichen Rechts, die jeder an seinem Ort vorfand. Ebenso ist in allen der kirchliche Universalismus eine Voraussetzung ihres ganzen Denkens. So energisch sie gegen die Mißbräuche des römischen Kirchenwesens auftraten, die Kirche überhaupt in Frage zu stellen, fiel keinem von ihnen jemals ein; sie wollten allenthalben die vorhandenen christlichen Kirchen mehr oder weniger konsequent nach dem Wort Gottes verbessern und in diesen Kirchen ihren treuen Dienst für die Brüder ausüben. Wieder bestehen sehr große Unterschiede zwischen Luther und den Reformierten in allem, was Verfassung, Kult, Disziplin der neuen Kirchen betrifft, aber alle diese Differenzen betreffen nicht das Wesentliche: daß Gott auf alle Fälle seine Kirche auf Erden hat, daß diese Kirche nicht eine Gemeinschaft der Reinen und Vollkommenen, sondern eben Gemeinschaft der Gläubigen, die faktisch alle unrein und sündhaft sind, sein soll, und daß wir in diese Kirche das ganze christliche Volk mit Inbegriff der kleinen Kinder einbeziehen sollen. Daß dies gerade nichts Selbstverständliches war, beweist die ganz andere Stellung der Täufer und mystischen Ultras zu Kirche und

Staat im sechzehnten Jahrhundert. Im Kampf mit den Täufern vertritt die ganze Reformation bei mannigfach wechselnder Einzelbegründung geschlossen die gleiche weltoffene und universale Position. Man kann ihren innersten Grundsatz mit dem Wort ausdrücken, daß wir Christen hier auf Erden und nicht im Himmel leben und deshalb ohne die Ordnungen des Erdenlebens nicht auskommen. Die Sektierer wollten auf ihre Weise das Reich Gottes auf Erden realisieren, den Reformatoren aber war klar, daß alles Irdische eben nur Provisorium ist, und daß unsre Bestimmung uns über den Tod hinausweist. Calvin, der kraftvollste Arbeiter für das Kommen des Reiches Christi auf Erden, ist gerade der kraftvollste Jenseitschrist gewesen, der jedem Christen den einfachen Heroismus zumutete, hier als Soldat auf seinem Posten auszuharren und seine Pflicht zu tun, bis Gott einen jeden zu sich in die Heimat abberuft.

Man sage mir nicht, das heiße einseitig das Gemeinsame herausstreichen und die großen tiefen Unterschiede zwischen „reformiert" und „lutherisch" verwischen. Ich glaube wirklich, die Unterschiede einigermaßen gut zu kennen, aber ich behaupte mit aller Entschiedenheit: sie betreffen sekundäre Dinge; im Zentralen ist der reformatorische Glaube eine Einheit nach rechts wie nach links, gegenüber Rom wie gegenüber dem Sektentum und dem extremen Individualismus der Mystik. Daß den Reformatoren sehr häufig im Streit der Sinn für den Unterschied dieses Zentralen vom Nebensächlichen verloren ging, spricht nicht dagegen, und ist für uns kein Rechtsgrund, es ihnen darin gleich zu tun. Mir scheint, der Protestantismus ist eine Einheit in seinem Kern. Ich kann mir keinen ernsthaften Protestanten denken, der nicht in der radikalen Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und in der radikalen Zuversicht zur göttlichen Gnade mit den andern Protestanten übereinstimmt und dadurch auf den Weg des schlichten Pflichtgehorsams geleitet wird. Ich weiß wohl, der Protestantismus hat in beiden Konfessionen Zeiten, ja ganze Zeiträume durchgemacht, da er sich von seinem religiösen Ausgangspunkt weit entfernte, er macht auch gegenwärtig bei uns in der Schweiz und anderswo eine Krisis durch, da der Sinn für den Wert der protestantischen Grundüberzeugung einzelnen Kreisen zu entschwinden droht. Aber ein protestantisches Christentum, das mit den Reformatoren, ganz einerlei ob mit Luther oder mit Calvin, einigermaßen in Fühlung bleibt, wird diese Krisen überstehen und sich nicht dadurch irre machen lassen. Wir Protestanten können auf die Dauer von keinem andern Glauben leben als dem radikal sittlichen Gnadenglauben, der sich ernst nimmt und Gott ernst nimmt nnd die Folgerungen daraus zieht. Ich kann mir manch anderes Christentum der Zukunft denken, aber keines, das bleiben wird und alle Proben besteht. Und ich zweifle für meine Person gar nicht daran: wenn etwas in der Welt, so wird doch dieser gemeinsame protestantische Glaube viele der jetzt feindlichen Brüder wieder zusammen bringen. Nicht den Reformatoren zu Liebe, sondern im Glauben an den Gott, den unsre Reformatoren erlebt und verkündet haben. Es werden ja nach dem Kriege noch viele andere Dinge die Menschen wieder einander näher bringen; sie können überhaupt nicht ohne einander leben. Aber es ist doch etwas ganz Anderes, ob man als Christ und als Bruder jemals wieder mit einander leben kann. Und für die großen gemeinsamen Lebensaufgaben, die wir Protestanten nun einmal haben, können wir nicht ohne einander auskommen.

Davon abgesehen ist es für mich rein persönlich etwas vom Erfrischendsten und Aufrichtendsten, der Anblick dieser Gottesmänner, die mit so unendlicher Verschiedenheit von Charakter und Eigenart von Gott nun auf denselben Weg geführt wurden und uns darauf voranleuchten. Ich wenigstens wollte keinen von ihnen missen. Ich traue unsern Schweizern die Torheit nicht zu, sich durch irgend etwas in der Welt um die Freude an Luther bringen zu lassen, aber ich kann für meine deutschen Freunde eine gewisse Sorge nicht loswerden, daß sie sich durch die jetzigen nationalen Kämpfe ihre Freude an Zwingli und an Calvin, wenn sie überhaupt jemals vorhanden war, dämpfen lassen. Das würde ich als einen schweren Schaden für den deutschen Protestantismus betrachten. Der Züricher und der Genfer Reformator haben beide ihre besondere Mission nicht nur für ihre Zeit. Es würde gar manchem Lutheraner in innerster Seele gesund sein,

sich von Zwinglis urchigem Schweizer-Dialekt oder von Calvins fein stilisiertem Latein an die mächtigen und unerschöpflichen Aufgaben eines Christenmenschen mahnen zu lassen. Ich kann nur aus eigener Erfahrung sagen: wer daran vorübergeht, beraubt sich selbst eines köstlichen Gutes. Vielleicht darf ich dann auch als Schweizer hinzufügen, daß mit mir gar viele bei uns sich das Leben nicht denken möchten ohne Martin Luthers Person und Wort. Möge das Reformationsjahr uns trotz allen äußern Wirren recht viel Versenkung in das Leben und die Werke dieser Männer bringen, damit wir selbst immer aufs neue froh und fest werden im reformatorischen Glauben.

Paul Wernle

Eine norwegische Predigt am Grabe deutscher und englischer Seeleute

die nach der Seeschlacht am Skagerak an der norwegischen Küste angetrieben waren

gehalten am 1. Juli 1916 von Pfarrer Jens Gleditsch in Arendal

„Gott hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen sollen; daß sie den Herrn suchen sollen, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar ist er nicht ferne von einem jeglichen unter uns." Apostelg. 17, 26 f.

Alle Menschen sind Eines Blutes! Danach sieht es heute nicht aus. Danach sieht es nicht aus, wenn man die Vernichtung von Leben und Blut bedenkt, die jetzt vor sich geht. Diese drei Toten auf der einen, diese zwei auf der andern Seite haben nichts davon gemerkt, daß sie Eines Blutes sind, als sie mit den Waffen in der Hand sich gegenüberstanden und einander den Todesruf entboten. Und doch erheben wir unsere Herzen zu Gott nach seinem Wort und sagen: Alle Menschen sind Eines Blutes. Aber der Herr hat uns Wohnstätten gegeben, an verschiedenen Orten der Erde, er hat Grenzscheiden zwischen uns gezogen und das freie große Meer in Fjord und Bucht zwischen die Länder geschlungen. Und wenn er uns jedem sein Land und jedem sein Werk gegeben hat, so hat er dabei ein bestimmtes Endziel gehabt: daß wir alle Gott suchen sollen, jeder aus seinem Herzen, daß wir ihn finden sollen und ihn preisen, jeder mit seiner Zunge im vielstimmigen Chor. Dahin zielt Gottes Führung mit uns, aber der Weg dahin, wo wir alle das eine und selbe Blut in unsern Adern erkennen, ist steil und schwer zu finden. — Bisweilen vergessen wir das gemeinsame Blut. Das geschieht, wenn wir spüren, daß unsere Grenzen bedroht sind, und fürchten, daß uns unsere Wohnstätten genommen werden sollen. Da verwirren sich die Zungen. Der Bruder kennt den Bruder nicht mehr. Sie stehen gegeneinander, die Waffen in der Hand. So ist es mit diesen Männern gegangen, denen wir heute die letzte Ehre erweisen. Sie zogen aus, ihrer Länder Grenzen zu verteidigen, ihre Heimstätten zu schirmen. Sie zogen aus, auf freiem Meer freien Mannes Recht zu haben. — Auch wir kennen solche Heerfahrt. Es ist jetzt lange her: aber vor 100 Jahren hatten auch wir es nicht leicht, alle Menschen Brüder zu nennen. Damals stritten wir zur Verteidigung der Grenzen, die unser Herrgott um unser Land gezogen hat, wir setzten unser Leben ein zum Schutz unsrer alten Heimstätten zwischen Fjeld und Fjord. Das ist jetzt lange her, und wir strecken nun unsre Hände unsern Brüdern im Süden, unsern Brüdern im Westen entgegen. Wir haben es nicht schwer, zu erkennen, daß wir Eines Blutes mit ihnen sind. Wird der eine von ihnen geschlagen, so werden auch wir geschlagen, leidet der andre von ihnen, so leiden wir mit ihm. Jedes der beiden Völker, deren Söhne hier erschlagen vor uns liegen, jedes der beiden zählen wir zu unsern Stammverwandten und sprechen so oft: Eines Bluts! Eines Bluts — aber zwischen uns die See, das freie gewaltige Meer. Darauf wollen wir gern frei fahren, wie sie, darüber ging unser Weg von alters her, oft zu blutigem Streit, oft in friedlichem Gewerbe. Es ist ein blutiger Kuß gewesen, mit dem die beiden Brüder sich küßten, dort draußen auf der See. Denkt an alles das, was geschehen ist, und lasset uns Gott bitten, daß wir nie wieder solche Nachricht vom Meer erfahren, niemals wieder solche Botschaft von den großen Wassern erhalten, wie sie uns in diesen Tagen wurde. Wir kennen die See wohl, wir wissen, was sie gibt und was sie nimmt, und was da draußen geschieht, ist uns wohl bekannt. Wir sind Eines Bluts mit denen, die unerschrocken das Meer befahren. Wir kennen die See, die alljährlich einige unsrer Toten hinaufwirft auf fremden Strand und einige verbirgt in ihren unergründlichen Tiefen. Eine Frau aus der Stadt gab mir Blumen mit hierher für diese Gefallenen. Sie kennt das Geheimnis des Meeres. Das Meer nahm ihr im vergangenen Jahr das Liebste, das sie hatte. Und unsere Seeleute, die sich hier eingefunden haben, wissen, was die, die ihr Leben der See anvertrauen, einander schuldig sind, und kennen den Zoll, den die See fordert.

Diese unsere erschlagenen Brüder, die den Tod fanden, indem jeder das Seine wahrte und verteidigte, wie steht es um sie? Wir wollen hoffen, daß sie den Gott fanden, zu dem sie riefen, von dem geschrieben steht: Er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Sie taten ihre Pflicht, sie stritten ihren Streit bis aufs letzte. Sie kannten ihren Bruder nicht an dem Tag, an dem sie in den Meeresschoß sanken. Aber Gott, der nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns, kann ihr Leben sammeln von den Toten. Ja, er wird das Wunderbare geschehen lassen, daß sich als Brüder begegnen und erkennen diejenigen, die einander hier nicht kannten. Wer weiß, ob nicht das tiefe Dröhnen der Kanonen und der Trauergesang des Meeres, das die Toten an den Strand gespült hat, dort feierliche, tiefe Choralmelodien werden, starke, tragende Töne in dem Lobgesang in Gottes Paradies? — Wir Norweger sind nur klein an der Seite dieser unserer großen, starken Brüder in West und Süd. Es scheint uns schwer mit anzusehn, wie die stärksten Aeste unseres Stammes sich im Kampfe gegeneinander verbluten. Wir können nichts Großes dazu oder dabei tun, aber wir wollen heute einen Strauß auf diese Gräber legen und dazu sprechen: Von Einem Blut! Und wir wollen erwarten und erhoffen, daß auch dies dem Willen Gottes und der Absicht, die er mit uns hat, dienen muß, und daß die jetzt Geschiedenen sich zusammenfinden in Frieden und Verstehen, indem sie Gott finden, der nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns. Wir sind nur klein, aber wir strecken unsere Hände beiden entgegen und nennen sie: Brüder. Wir erheben unsere Herzen zu beider himmlischem Vater in Hoffnung und Zuversicht. Friede den Gefallenen, Friede denen, die noch im Kampfe stehen.

(Evangelischer Gemeindebote aus Kristiania [1])

Die Kirchenfrage und die Einzelgemeinde

Ein Wort zum Lösungsversuch von D. E. Foerster

Durch den Augustvortrag des westfälischen Generalsuperintendenten sowie durch seinen Aufsatz in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung und die Antwort, die D. E. Foerster in der Christlichen Welt veröffentlicht hat, ist das Kirchenproblem wieder zur Debatte gestellt. Es könnte so scheinen, als ob in dieser Zeit, in der es sich für unser deutsches Volk um Wichtigeres als um die Form der Kirche handelt, die Kirchenfrage außerordentlich nebensächlich wäre; aber wer den Glauben an unsere evangelische Kirche als eine Volksmacht nicht verloren hat und wer auf der anderen Seite weiß, daß auch das Kirchenvolk, mehr als wir gemeinhin denken, an der Kirchenreform interessiert ist, der wird die Wichtigkeit der Regelung dieser Dinge einsehen. Denn es handelt sich ja letzlich um die Frage, in welchen Formen im evangelischen Teil unseres Volkes künftig hin Frömmigkeitspflege getrieben und christlich-sittliches Bewußtsein durch Wort und Tat gepflegt werden soll.

Das Problem, das zur Debatte steht, ist ja bekannt: es handelt sich um die „sichtbare" Kirche oder, noch konkreter ausgedrückt, um die so oder so organisierten Landeskirchen, die offenbar den oben angegebenen Doppelzweck zu erfüllen haben: Frömmigkeitspflege und Weckung des christlich-sittlichen Bewußtseins in Wort und durch Tat. Das Ziel ist ganz deutlich bei Foerster, aber letzlich doch jetzt auch bei Zoellner, diese geschichtlich gewordenen Landeskirchen als Volkskirchen zu erhalten, d. h. allen getauften Christen, soweit sie sich zum evangelischen Kirchenvolk rechnen, in ihnen eine Daseinsberechtigung zu ermöglichen. Man will also das Auseinanderfallen dieser volkskirchlichen Landeskirchen in völlig von einander getrennte „Bekenntniskirchen" vermeiden. Die Schwierigkeiten, dieses Ziel zu erreichen, liegen in der wunderbaren Mannigfaltigkeit christlichen Glaubens, der Verschiedenartigkeit christlichen Erlebens und der dadurch hervorgerufenen Verschiedenartigkeit christlicher Frömmigkeitstypen. Diese Mannigfaltigkeit fand und findet auch jetzt noch ihren Ausdruck in theologischen Gegensätzen, die in der Kirche wirksam wurden, weil sie im Grunde nichts Anderes sind und waren als Ausdruck des mannigfaltigen Gemeindeglaubens. Diese Verschiedenartigkeit des „Bekenntnisses" wird bleiben innerhalb der evangelischen Kirchen, weil sie hervorgeht aus verschiedenartigem Erleben. Im Grunde geht sie schon auf die neutestamentliche urchristliche Zeit zurück. Unsere evangelischen Kirchen kennen nicht wie die katholische Kirche eine Instanz, die diese Gegensätze entweder zu vernichten oder sie durch eine höhere Einheit — nämlich die der Kirche selbst — zu überbrücken sucht. Unsere evangelischen Christen kennen erst recht nicht die Amtsauffassung der katholischen Kirche, nach der letzlich das Amt und das Sakramentale das Entscheidende in der Frömmigkeitspflege ist, sondern sie wünschen, daß im Kirchenverband, dem sie angehören, die Art ihrer Frömmigkeit, ihr „Bekenntnis" Stärkung und Kräftigung finde. Daher entsteht in den konkreten Verhältnissen und bei der in evangelischen Kreisen leider weit verbreiteten Stimmung, daß nur der Pfarrer der berufene Vertreter zur

1) September 1916. Das treffliche Blatt erscheint im zweiten Jahrgang, herausgegeben von Pfarrer B. H. Günther in Kristiania. Zu beziehen ist es durch G. Höhnke, ebenda, Niels Juelsgd. 42.

Frömmigkeitspflege sei — denn der Pfarrer ist die Kirche — der unter diesen Umständen berechtigte Ruf nach Schutz für die Minoritäten, d. h. doch eigentlich nach Schutz der Minoritäten vor dem Pfarrer, seiner Art der Evangeliumsverkündigung, seiner Weltanschauung, seiner sozialen Richtung usw.

Während nun Zoellner unter Anlehnung an einen früheren Entwurf Foersters, aber mit andersartiger Tendenz und unter scharfer Anerkennung des verschiedenartigen „Bekenntnisstandes" der zwei hauptsächlichen Gruppen in den evangelischen Landeskirchen diese Gruppen nur noch durch eine Art landeskirchlichen Zweckverbandes miteinander verbunden sehen will, sieht Foerster die Dinge anders an. Man wird ihm gerade auch unter den Erfahrungen des Krieges darin weithin zustimmen müssen, daß der Weg der „Trennung" innerlich unmöglich ist: ich sage innerlich; denn auf die äußeren Schwierigkeiten will ich nicht eingehen; das ist aber auch meine Ueberzeugung, daß die dogmatischen Gegensätze nicht ohne weiteres darauf hinweisen, daß von einem „Einklang des Glaubens", von einem gemeinsamen religiösen Erleben auf Grund unserer christlichen Geschichte nicht mehr die Rede sein könnte. Wer selbst als „liberaler" Pfarrer an einer Gemeinde verschiedenartigsten religiösen Erlebens und mannigfaltigsten Ausdrucks dieses Erlebens gestanden hat, der weiß aus eigener Erfahrung davon, wie überraschend groß trotz allem die Grundlage gemeinsamen religiösen Besitzes ist. Mir persönlich gibt diese Erfahrung eigentlich erst immer wieder den Mut als Pfarrer den verschiedenartigsten Menschen zu dienen. Weil also für Foerster der Weg der „Trennung" jetzt unmöglich ist, sucht er auf einem anderen Wege den Schutz der Minderheiten zu erreichen und so einen Hauptanstoß in den kirchenpolitischen Kämpfen der Gegenwart zu beseitigen. Sein Vorschlag lautet in erster Linie: Auflösung des Parochialzwanges: „Wir müssen gesetzlich das Recht schaffen, daß Gemeindeglieder sich einer anderen Gemeinde anschließen können als der, zu der sie nach Wohnsitz und Sprengeleinteilung gehören."

Ist dieser Weg gangbar? ist es wünschenswert, daß er gegangen wird? wird er Erfolg haben?

Die Zerschlagung der Einzelgemeinde ist für Foerster im letzten Grunde das Mittel, um die Gesamtkirche (Landeskirche) von der Not der Gegenwart zu befreien. In der Tat handelt es sich um eine völlige Zerschlagung der Einzelgemeinde; man setze den Vorschlag Foersters einmal in die Praxis um und stelle sich seine Einzelheiten vor: an jedem Ort, wo mehrere Pfarrer oder Gemeinden sind, hat jeder evangelische Christ das Recht, sich in Predigt, Amtshandlungen und Seelsorge zu der Gemeinde zu halten, zu der er sich aus irgend welchem Grunde — es brauchen ja gar keine religiösen Gründe zu sein, sondern auch menschliche und allzumenschliche — hingezogen fühlt; in der Praxis heißt das, Jeder darf sich zu dem Pfarrer halten, zu dem er sich halten möchte. Was würde die Folge sein? Die Gemeinden würden beinahe aufhören zu existieren. Foerster läßt ihnen noch die Rechts- und Finanzverwaltung; sie würden also Finanzkörper, im besten Fall Verwaltungskörper werden; aber das, was überhaupt erst eine evangelische Gemeinde zu einer Gemeinde macht (und das ist nicht in erster Linie die Predigt, durch die man Anhänger, aber keine Gemeindeglieder gewinnt), würde sie verlieren; die Gemeinden würden mit ihren Steuermitteln garnicht für die zu sorgen haben, die die Steuern bezahlen, sondern für einen je nach dem Pfarrer wechselnden, nicht faßbaren, nicht greifbaren Kreis von mehr oder wenigen zufälligen Anhängern eines oder mehrerer Pfarrer. Und auf der anderen Seite würden viele evangelische Christen in dieser Gemeinde steuerpflichtig sein und in jener sich zu jenem Pfarrer halten, ohne zur Gemeinde zu gehören. Ist das ein zu wünschender Zustand? Was ist der Einzelne ohne Rückhalt an seiner Gemeinde, aus der er immer wieder — mindestens ebenso sehr wie vom Pfarrer — Glaubens- und Liebeskraft schöpfen soll? Aber noch unglücklicher wäre die Gemeinde: der Grund zu ihrem Gemeindeleben und zu ihrer Gemeindearbeit würde ihr entzogen werden: sie könnte eigentlich nur noch predigen lassen. Wie soll sie Armenpflege treiben, wenn sie keine fest zu ihr gehörigen Gemeindeglieder hat; denn auch die Armen haben ja das Recht, sich einer anderen Gemeinde anzuschließen, die aber nicht für sie sorgen kann, weil sie natürlich ihre Mittel nur ihren Gemeindegliedern zur Verfügung stellen darf. Wie soll sie Seelsorge treiben — denn die Gemeinde ist der Träger der Seelsorge, nicht nur der Pfarrer —, wenn ein großer Teil der Gemeinde anderswo Seelsorge sucht; wie soll sie Gemeindebewußtsein pflegen, Gemeindezusammengehörigkeitsgefühl stärken, sozial versöhnend arbeiten, die Kräfte ihrer Geschichte und ihrer Gegenwartsgemeinschaft ihren Gliedern zur Verfügung stellen, wenn das Objekt fehlt, an dem sie arbeiten will. Ohne all das kann die Gemeinde nicht bestehen; nimmt man ihr das und macht sie zu einem reinen Finanzorgan, so löst man sie selbst auf und läßt höchstens einen Schatten von ihr bestehen. Ich kann es mir zur Not denken, daß in einer Gemeinde mit mehreren Pfarrern die Wahl des Pfarrers den Gemeindegliedern zur freien Wahl für Amtshandlungen und Seelsorge zur Verfügung gestellt wird; trotzdem möchte ich glauben, daß die Nachteile größer sind, als die Vorteile; aber das kann ich mir kaum denken, daß in einer größeren Stadt mit einer Anzahl von völlig abgetrennten Gemeinden der Parochialzwang völlig aufgehoben wird und von dieser Aufhebung von einem größeren Teil der Gemeindeglieder Gebrauch gemacht wird; ich kann es mir wenigstens nur dann denken, wenn dann auch die ihrer Aufgaben beraubte Bezirksgemeinde völlig verschwindet. Das liegt ohne weiteres in der unabweislichen Konsequenz des Vorschlages von Foerster. Was soll noch ein Presbyterium in einer Bezirksgemeinde solcher Art? man hat wie der Gemeinde so auch ihm alle Aufgaben fortgenommen! Woraus soll es sich zusammensetzen? aus steuerzahlenden Gemeindegliedern, die sich aber vielleicht zu einer anderen Gemeinde halten oder beim Wechsel des Pfarrers zu ihr übergehen? Auflösung des Parochialzwangs führt unabweislich dazu, daß jeder Pfarrer sein Presbyterium aus seiner über die ganze Stadt zerstreuten Gemeinde bilden muß.

Im möchte nicht in eine Erörterung des Gegensatzes zwischen Personalgemeinde und Bezirksgemeinde mit Parochialzwang eintreten; kundigere Männer haben ja schon oft dazu das Wort ergriffen und die Entwicklung unserer kirchlichen Organisation ist ja in den letzten Jahrzehnten gerade den umgekehrten Weg gegangen im Gegensatz zu Foersters Vorschlag; es ist kein Zweifel, daß die Kraft und Lebendigkeit, die öffentliche Achtung und das Ansehen z. B. unserer rheinischen Gemeinden auf dem streng durchgeführten Gemeindeprinzip beruhen; ohne das hätten sie z. B. in der Selbstbehauptung gegenüber dem Katholizismus nicht die Hälfte dessen leisten können, was sie wirklich geleistet haben. Will man ihnen diese Kraftquelle wieder nehmen? diese Kraftquelle, die sie sich unter großen Mühen und mit unendlich viel Arbeit, aber auch mit großem Erfolg geschaffen haben? Welch eine geistige Verarmung die vorbehaltlose Aufhebung des Parochialzwangs für unsere Gemeinden bedeuten würde, ist mir am deutlichsten wieder klar geworden nach der wiederholten Lektüre von Sulzes bahnbrechendem und m. E. heute viel zu wenig gelesenem Buch „Die Reform der evangelischen Landeskirchen nach den Grundsätzen des neueren Protestantismus". Die Befürworter der Aufhebung des Parochialzwangs und damit der Bezirksgemeinden werden sich mit den Gedanken, die Sulze S. 103—121 in erster Linie entwickelt, grundsätzlich auseinandersetzen müssen, bevor solche einschneidende Aenderungen zur Lösung des Kirchenproblems in der Praxis durchgeführt werden. Auf Eins möchte ich aber in diesem Zusammenhang hinweisen: auf die Gefahr, daß unsere Kirche mit Auflösung der Gemeinden, die sich bei Aufhebung des Parochialzwangs nicht halten können, Predigtkirche werden würde, habe ich schon aufmerksam gemacht; unsere Kirche würde aber auch — wie sie es früher war und zum Teil leider jetzt noch ist — eine Pfarrerkirche werden, da sich alles nicht um die Gemeinde, sondern um den Pfarrer gruppieren würde. Wäre das erwünscht? Gäbe das nicht eine furchtbare Tyrannei, daß die Gemeinde von ihrem Pfarrer und der Pfarrer von der Gemeinde abhängig würde? Ist das nicht eine furchtbare Ueberschätzung der Person des Pfarrers, wenn man um eines vielleicht schwachen Pfarrers willen die Gemeinde mit all ihren Segnungen verläßt; traut sich der Pfarrer nicht im allgemeinen zuviel zu, der neben seinem Bezirk, für den er ver-

antwortlich ist, noch die Verantwortung für Hunderte oder Tausende aus anderen Bezirken und Gemeinden übernimmt?

Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß mit der Zerstörung des Unterbaus unserer Landeskirchen, nämlich der Einzelgemeinden durch Aufhebung des Parochialzwangs auch in der Folge eine Lockerung der Landeskirchen selbst verbunden ist. Nach evangelischem Prinzip ist die größere Organisation der Landeskirche nur möglich und wirklich auf dem Grunde der Einzelgemeinden; sie in ihrer Gesamtheit bilden erst die Landeskirchen. Wenn sie geschwächt werden, hat die Kirche gar kein Organ mehr, durch das sie ihr Wesen und ihren Willen zum Ausdruck bringt. Man denke sich in der älteren Landeskirche Preußens nur Personalgemeinden unter Beibehaltung des Rechtskörpers der Bezirksgemeinde; sämtliche Wahlen würden ja nicht die Stimmung des überall zerstreuten Kirchenvolks zum Ausdruck bringen, sondern des inhaltlosen Finanzkörpers „Einzelgemeinde".

Aber würde wenigstens der gute Zweck, den Foerster mit seinem Vorschlag erreichen will, nämlich die Möglichkeit, die Volkskirche trotz aller Gegensätze zu bewahren und den Frieden in ihr zu fördern, erreicht werden? Wir glauben allerdings, daß selbst bei Erreichung dieses Zieles der Preis dafür zu teuer bezahlt würde; aber wird es erreicht? Doch nur sehr unvollkommen. Gewiß manchen Gegensätzen und Schwierigkeiten des praktisch-kirchlichen alltäglichen Lebens würde die Spitze abgebrochen werden, aber in der Hauptsache würde nicht viel gebessert werden. Es würde im Wesentlichen eine Verschiebung der Gegensätze eintreten; aus den Gemeinden würden sie ganz in die Pfarrer verlegt; die Personalgemeinden würden durch Gegensätze getrennt sein, während es bisher einzelne Kreise in den Bezirksgemeinden waren. Wäre das ein Fortschritt? Ruhte deshalb die Landeskirche auf einem sicheren Fundament? Ja, wäre das Verschwinden der Gegensätze aus den Einzelgemeinden überhaupt wünschenswert? Die verschiedenen Richtungen (theoretischer oder praktischer Art) würden sich verhärten, weil aller Gegensatz aus den Personalgemeinden verschwinden würde. Die Richtungen würden sich viel schroffer gegenüberstehen, weil sie sich in der Arbeit für eine Ortsgemeinde garnicht mehr kennen und achten lernen würden. Was gerade ein Vorzug der Lokalgemeinde mit ihren verschiedenen Strömungen ist, daß in ihr ein Anlaß zur Duldsamkeit und zum Fortschritt liegt, das würde bei Aufhebung des Parochialzwangs und Bildung von Personalgemeinden wegfallen. Ein Weg zum Frieden wäre das sicherlich nicht: denn aller Friede beruht auf durch Kenntnis gewonnener Achtung. In einer Ortsgemeinde mit ihrem praktischen Wirken würden alle Gegensätze viel eher gemildert als in Personalgemeinden, die auf ihren Pfarrer, seine Richtung, seine Lebensanschauung schwören und immer in demselben Geleise laufen.

Aber was nun tun? Ich weiß keine Pläne für eine äußere Kirchenreform anzugeben, die die offenbar vorhandene Not beseitigen könnten, die auch die Gewissensbedenken vieler ernster Christen zu beheben in der Lage wären, ohne unseren geschichtlich gewordenen Kirchen mit ihren Einzelgemeinden unendlichen Schaden zuzufügen. Möglich, daß eine solche Reform durch Mitarbeit der Besten sich auf die Dauer erreichen läßt. Ich weiß nur von einer inneren Reform. Wir sprachen in vollem Einverständnis mit Foerster von einem „Einklang des Glaubens", der weithin in unseren evangelischen Kirchen Menschen verschiedensten Glaubens und mannigfaltigster praktischer Lebensauffassung mit einander verbindet. Diesen Einklang des Glaubens gilt es zu stärken; das ist der Pfarrer Aufgabe und der Gemeinden Pflicht. In vielen Gemeinden, die nur einen Pfarrer haben und sehr verschiedene „Richtungen", ist das mehr und besser, als wir denken, gelungen. Das Evangelium und die Arbeit an ihm führt doch die Menschen immer wieder zusammen. Hinzu kommen muß allerdings, daß Gemeinden mit mehreren Geistlichen auch in der Wahl der Pfarrer Rücksicht nehmen auf die Mannigfaltigkeit der Gemeinde! Sollte das nach diesem Krieg eine zu hohe Forderung sein? Verbinden soll aber alle der Glaube an die Kirche, wie wir Evangelische sie verstehen als die Stätte, wo trotz aller Menschlichkeit das Evangelium verkündigt und Gottes Weg im Leben des Alltags zu gehen versucht wird.

Erich Meyer

„Christliche Politik"

Otto Baumgarten erweist mir die Ehre[1]), von einem Aufsatze über „christliche Politik" Notiz zu nehmen, den ich in der Internationalen Rundschau[2]) veröffentlicht habe. Er findet in diesem Aufsatze den „ersten Irrtum einer ethischen Grundanschauung klassisch vertreten". Dieser Irtum, dessen Kritik „man ihm nicht zumuten" werde, soll in dem folgenden Satze enthalten sein:

„Keine philosophische oder religiöse Idee kann es ertragen, sich selbst als unzugänglich für die Gesamtheit der vernunftbegabten Wesen zu betrachten. Wovon man überzeugt ist, davon muß man unbedingt auch Andere überzeugen können. Eine Wahrheit, deren Ueberzeugungskraft an der Reichsgrenze aufhört, ist schon deshalb auch für ihren Verkünder nicht in vollem Sinne Wahrheit, sondern eine zu einem praktischen Zwecke vorläufig und unter Vorbehalt angenommene Ansicht ohne Licht und ohne Wärme."

Ich kann mir nicht denken, daß Baumgarten diesen Satz bestreiten will. Oder soll, was er als Wahrheit über Politik und Moral ermittelt hat, nur für Deutschland wahr sein? Ich soll aber aus jenem harmlosen Satze gefolgert haben, daß „es zwischen Kriegsethik und christlicher Religion, bezw. Ethik der Bergpredigt, keinen Kompromiß geben kann" und daß daher „eine völlige Aufhebung der Kriegsethik erstrebt werden muß". Ich kann den Aufsatz hier nicht noch einmal abdrucken. Wer ihn aber liest, wird sehen, daß es mir nicht eingefallen ist, die sogenannte Ethik der Bergpredigt auf die Verhältnisse der Staaten zu übertragen, daß ich viel mehr die prinzipielle Verkehrtheit solchen Versuchs mit denselben Gründen wie Treitschke und, ihm folgend, Baumgarten dargelegt habe. Meine Ausführungen bewegen sich gar nicht auf dem Boden der politischen Miehel und Methoden, handeln daher auch garnicht vom Kriege, sondern befassen sich nur mit den Zielen der Politik, und insbesondere der heute so populären Weltpolitik. Hier glaubte ich mich mit der großen Mehrzahl der Deutschen einig, wenn ich als letztes Ziel eine Gemeinschaft der Kulturstaaten bezeichnete, die auf gegenseitiger Anerkennung ihres Rechts zum Dasein und ihrer Bedeutung für die Menschheit beruht und deshalb einen Kampf um die Weltherrschaft ausschließt. Das Gegenteil dieses Ideals ist „der Imperialismus, der die Welt erobern und für die Zwecke des eigenen Staats ausbeuten will". Ich dachte dabei weniger an extreme Richtungen bei uns als an England, dessen Meeresbeherrschung, wenn sie vollendet wäre, die Weltbeherrschung in sich schlösse. Nun ist es ein Verdienst von Baumgartens Realpolitik, daß er die Frage nach der Schuld an dem Weltkriege zurückweist und durch diese Ausschaltung des ethischen Urteils der Bekämpfung des Völkerhasses dient. Er kommt aber dadurch zu einer so rückhaltlosen Verteidigung des englischen Imperialismus, daß sein Buch, ins Englische übersetzt, ein äußerst wertvolles Stück in dem Arsenal der Northcliffepresse bilden würde. Nennt er doch im Gegensatz zu der gesamten öffentlichen Meinung Europas und des besseren Teils der Engländer selbst die Unterjochung der Buren „vor dem Richterstuhl der geschichtlichen Sittlichkeit einfach Recht" (S. 119). Wenn nun Baumgarten uns Deutschen und den andern Kulturvölkern den englischen Imperialismus als Vorbild darstellt, so folgt daraus ein ruheloser Kampf dieser verschiedenen Weltbeherrschungstendenzen als der notwendige Verlauf der Geschichte, also Krieg mit möglichst kurzen Erholungspausen als das Gebot der politischen Moral und das Verhängnis der Menschheit.

Ich glaube nicht, daß die Völker unter dem Eindruck dessen, was wir erleben, sich zu dieser Weltanschauung entschließen werden. Nicht der Kultus des Kriegs wird aus den Erfahrungen dieser Jahre Nutzen ziehen. Was man vielmehr schon jetzt an allen Orten fordert, ist die Steigerung der Garantien des Friedens, die Verbesserung der dem Kriege vorbeugenden Maßregeln. Der Krieg hat sich selbst diskreditiert. Er hat sich unendlich böser, für jedes menschliche Gefühl beleidigender gezeigt, als wir ihn uns je vorgestellt hatten. Er ist seiner Entstehung nach heute noch wie vor 200 Jahren Kabinettskrieg, indem er durch Unfähigkeit oder bösen Willen der Kabinette herbeigeführt wird, und er ist dabei zugleich Völkerkrieg geworden, ein verbissenes Ringen der Völker, das von dem ritterlichen Ideal des Staatenduells jeden Rest verloren hat. England, der uns von Baumgarten empfohlene Lehrmeister des Imperialismus, hat auch die rückhaltlose Anwendung aller denkbaren Mittel zur möglichsten Schädigung jedes einzelnen Glieds des feindlichen Volks als die allein konsequente Methode der Kriegführung inauguriert. Gern oder ungern müssen die andern Nationen dieselbe Methode befolgen. Dadurch wird der Krieg zu einem Grade des moralisch Abscheulichen gesteigert, gegen dessen Eindruck alle Reden der Kriegsfreunde, auch der Theologen unter ihnen, wirkungslos sind. Ferner aber zeigt sich täglich deutlicher, daß die großen Probleme der Weltpolitik durch die Waffen garnicht zu lösen sind. Bismarck führte drei Kriege mit ganz bestimmten politischen Zwecken und erreichte diese Zwecke durch den Sieg. Er glich einem Chirurgen, der seine Operationen mit vollem Erfolg ausführt. Das war aber nur möglich durch die nationale Beschränkung der zu lösenden Aufgaben. Die Weltpolitik mit dem Widerstreit der verschiedenen Imperialismen muß entweder zu dauerndem Kriege, also zur Selbstvernichtung der Kulturwelt führen, oder sie muß zu der Einsicht gelangen, daß jede Weltmacht nur in Harmonie mit den Andern ihre eigenen Ziele erreichen kann, daß also internationale Verständigung nicht eine Utopie von Idealisten ist —

1) Politik und Moral. Tübingen, J. C. B. Mohr 1916. Das Buch ist in voriger Nummer eingehend besprochen worden. D H

2) 1. Jahrgang 10. und 11. Heft.

Baumgarten nennt sie, wie einst Metternich „Ideologen“ — sondern eine praktische Notwendigkeit.

Baumgartens politische Ethik ist die religiöse Sanktionierung der nationalistisch beschränkten Machtpolitik des vergangenen halben Jahrhunderts. Im Interesse der Religion und der Kirche scheint es mir erwünscht, daß den neuen Ideen, welche die kommende Periode der Weltpolitik beherrschen müssen, der religiöse Einschlag nicht fehle. Es ist das Mißgeschick des Protestantismus im lutherischen Deutschland, daß er fast immer im Bunde erscheint mit den Geistern einer vergangenen Geschichtsepoche. Jahrzehnte lang hat die Kirche dem Absolutismus Dienst geleistet in seiner Abwehr gegen die konstitutionelle Idee. Jetzt ist sie in Gefahr, sich mit dem reinen Nationalismus zu verbünden im Kampfe gegen den neuen Geist, der mit Macht zum Leben dringt. Es gilt jetzt einen höheren Patriotismus, der das Heil des eigenen Staats in einer Entwickelung sieht, welche die innerlich berechtigten, geschichtlich begründeten Ziele andrer Staaten nicht verneint, sondern in sein Programm aufnimmt. Ich habe in dem von Baumgarten angegriffenen Aufsatze die also orientierte Politik „christliche Politik“ genannt. Nicht in der Meinung, daß die Massen und die Regierenden bewußt christlich werden und aus dem Evangelium heraus ihr politisches Handeln bestimmen würden. Veränderungen in der Psyche ganzer Völker und ihrer Führer werden nicht durch Lehren und Predigen herbeigeführt, sondern nur durch harte Erfahrungen, welche zur Evidenz bringen, daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter geht und ein Neues unternommen werden muß. Aber auch diese Erfahrungen stehen im Dienste der Geschichte des Gottesreichs. Wenn die Völker sich überzeugen müssen, daß der Imperialismus ins Verderben führt und nur gegenseitige Wertschätzung, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Förderung die Möglichkeit gewähren, daß starke und entwicklungsfrohe Nationen auf diesem Planeten zusammenwohnen, so werden sie sich an das „neue Gebot“ erinnern, das seit 1900 Jahren verkündet wird. Ein Licht, das die Welt erleuchten will und das man nur mit kunstvoller Dialektik so verdunkeln kann, daß wohl in die Verhältnisse der Individuen einige Strahlen fallen, aber die Beziehungen der Völker in dem Dunkel des ungebrochenen Heidentums verharren. Die Pflicht der protestantischen Theologie und Kirche ist, wie mir scheint, der freudige Anschluß an die guten Geister, welche über kurz oder lang die Dämonen des Machtkampfs und des Völkerhasses verdrängen werden. Wird diese Pflicht versäumt, so werden wir am Vorabend des Jubiläums der Reformation bekennen müssen, daß die weltgeschichtliche Mission des Christentums hinfort nur noch durch den Papst zu Rom vertreten wird.

Friedrich Curtius

Organe des öffentlichen Gewissens

Unter obenstehender Ueberschrift bringt der konservative „Reichsbote“ eine Zuschrift aus Pfarrerkreisen, die besonders wegen der in ihr zutage tretenden Symptome weitgehender Mißstimmung des Volkes zu beachten ist. Ausgehend von dem irreführenden Schlagwort „Wer Kriegsanleihe zeichnet, verlängert den Krieg“ heißt es in ihr, daß dieses landesverräterische Schlagwort, so groß auch die Friedenssehnsucht im deutschen Volke sein möge, niemals einen so breiten Widerhall hätte finden können, wenn nicht schon eine weitgehende Unzufriedenheit in Stadt und Land Platz gegriffen hätte. Soweit diese Unzufriedenheit in den mancherlei Einschränkungen, die uns der Krieg auferlegt, ihren Grund habe, könne sie nur durch Stärkung des Pflichtgefühls überwunden werden. Insofern sie aber ihren Grund in Ungerechtigkeit und Verärgerung habe, möge sie durch möglichste Beseitigung der Uebelstände gebannt werden, da die Unzufriedenheit, die auf dem Boden sittlichen Empfindens gäre, die allergefährlichste sei. Als Gründe zu sittlich berechtigter Unzufriedenheit sind dem Einsender besonders aufgetreten der Unwille über die Drückebergerei, die mancherlei Formen des Kriegswuchers, die Ungeschicklichkeiten, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten der Nahrungsmittelverteilung, die Verschwendung andrerseits, die mit Staatsgeldern dadurch getrieben werde, daß junge, besonders unverheiratete Beamte im Felde ihre Gehälter weiterbeziehen, während kleine Landwirte und Handwerker durch den Dienst, den sie dem Vaterlande leisten, wirtschaftlich zurückgehen. Um das Vertrauen des Volkes wiederherzustellen, müsse das Volk selbst für die Durchführung aller guten und gerechten Maßregeln verantwortlich gemacht werden, d. h. in Stadt- und Landgemeinden müßten aus dem Volke heraus „Rechtsausschüsse“ geschaffen werden, die darüber zu wachen haben, daß dem Rechtsempfinden der Allgemeinheit Geltung verschafft werde. Mancher Bürgermeister und mancher Dorfschulze würde — natürlich nach getaner Pflicht — ruhiger schlafen können, wenn er in dem Rechtsausschuß seines Orts ein Ventil aller Unzufriedenheit besäße; und mancher ehrlose Geselle würde sich mehr scheuen, das Vaterland zu schädigen, wenn er wüßte, daß nicht nur das Auge des Gesetzes, sondern auch das des öffentlichen Gewissens auf ihm ruhte.

So „Das Freie Wort“ im Oktoberheft. Wir können uns dem konservativen und dem freisinnigen Blatte nur anschließen. Es muß in dieser Richtung etwas geschehen.

R

Verschiedenes

Martin Luthers Ausgewählte Schriften. [In einem Bande.] Berlin SW, Askanischer Verlag. 512 S. Gebunden in Halbleinen 2,50, in Ganzleinen mit Goldschnitt 3,50 Mk.

Luthers Werke in einem Bande: diese Aufgabe zu lösen ist schon wiederholt versucht worden. Am umfassendsten 1840 von der Joh. Christ. Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt a. M. durch Gustav Pfizer: „Die Werke Martin Luthers ausgewählt und angeordnet von Gustav Pfizer.“ 1580 Seiten Großoktav, kleiner Druck. Der Band bietet eine überwältigende Fülle; „ein Dritteil ist den unmittelbar auf die Reformation sich beziehenden Schriften gewidmet“, das historische Interesse kommt also gut zu seinem Recht. Uebelstand bleibt der kleine Schriftsatz, der jedoch gut und klar ist. Und der Preis war hoch: $7^1/_2$ Thaler. (Dafür bekommt man heute die Braunschweiger Ausgabe, alle zehn gebundenen Bände: 35,60 Mk. Leipzig, M. Heinsius Nachf.)

Ein ganz andres Bild gewährt die vorliegende Ausgabe. Im Umfang einer halben Bibel in Oktav wird ein bescheideneres Quantum dargeboten in starkem, üppigem Druck. Gern entbehrten wir die modernen Bilder: für wen sind die? Aber mit oder ohne die Bilder, es ist für geringen Preis viel geboten. Vollständige Sachen, nicht Auszüge oder Bruchstücke: die Thesen, An den Adel, Freiheit eines Christenmenschen, Ordnung des Gottesdienstes, An die Ratsherrn, Von weltlicher Obrigkeit, Eine treue Vermahnung, Wider die Rotten der Bauern, Ob Kriegsleute, Von den Schlüsseln, Donatio Constantini, Schmalkaldische Artikel; dazu einige Vorreden zur deutschen Bibel, einige Lieder, einige Briefe an Vater Mutter Sohn und Frau, endlich das Testament. Die Wahl war schwer, man darf sie eine glückliche nennen. Anfangs wollte man Anmerkungen beigeben, das hat man bald fallen lassen, und mit Recht, denn die wenigen Versuche, die man zu der Schrift an den Adel gemacht hat, sind teils unnötig (historische Daten), teils unzureichend (wenn S. 78 Indulten erklärt wurde, so konnte Fakultates auf der nächsten Zeile durchaus dasselbe beanspruchen). Man darf von einer so billigen Ausgabe nicht auch noch einen begleitenden Kommentar verlangen. Daß sich der Text dem der Weimarer Ausgabe anschließe und sich Abweichungen nur erlaube, wo das Verständnis des heutigen Lesers es fordere (Vorwort), ist selbstverständlich. Aber indem wir nun die damit etwas undeutlich angekündigte Umwandlung der Ursprache in unsre heutige nachzuprüfen anfingen, begegnete uns gleich auf der ersten Seite, Mitte: „Es ist oft durch Konzilien etwas vorgebracht“ — die für Leser von gleicher Bildung bestimmte Münchener Ausgabe (s. Nr. 41 Sp. 795 d. Bl.) hat aber „vorgewandt“. Dies ist die richtige Lesart, und nichts ist an ihr zu ändern um der Verständlichkeit willen. S. 17 Mitte: „begebener“ versteht dagegen kein Durchschnittsleser von heute; es müßte erklärt oder ersetzt sein. Weshalb: „will es sich ziemen“ statt: „will sichs ziemen“, wie ebenfalls treuer die Münchener hat? Die Lutherschen Inversionen hätte man auch ruhig beibehalten können. „Kamm scheren“ aber ist besser als das „Kamm bescheren“ der Münchener. Ebenso ist „Ueberhochverständigen“ dem „überhoch Verständigen“ der Münchner vorzuziehn. Umgekehrt verdient das Münchener „in derselben Narrenweise“ den Vorzug vor: „in derselben Narren Weise“. So könnte man lange vergleichend und kritisierend fortfahren; die Umsetzung des fremdgewordenen Deutsch von damals in unsre Sprache ist nicht immer leicht, zuweilen kann nur der Geschmack entscheiden.

Jedes Stück hat eine Einleitung, für die offenbar nur eine Seite zur Verfügung stand. Man kann auf solcher Seite viel sagen, wie ich das bei meinen Schleiermacherbriefen erfahren habe. Sogar für allernötigste Erläuterungen wäre hier Raum gewesen. Der Raum ist nicht genügend ausgenützt, die Einleitungen sind dürftiger als nottat. S. 110 hebt die Einleitung zu der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ mit dem allzu naiven Satz an: „Diese Schrift ließ Luther zuerst in lateinischer Sprache dem Papst Leo mit einem ausführlichen Begleitschreiben zugehen, um ihn zu einer Reformation zu veranlassen.“ S. 144 steht ein übler Druckfehler: praecepte germaniae.

Mit all diesen Bemerkungen möchte ich den Erfolg der Ausgabe nicht verkümmern. Man darf nur den Verlegern und Autoren, die uns für das Lutherjahr noch weiter mit Lutherdrucken versehen wollen, die Arbeit nicht gar zu leicht machen. Die Lutherwissenschaft steht auf der Höhe, daß man für jeden Buchstaben von Luthertexten und Geleitworten dazu das schlechthin Beste verlangen darf. Und je billiger das Gebotene ist, je größere Verbreitung es zu erwarten hat, desto mehr. Solche Billigkeit bei solcher Ausstattung (der Satz ist Corpus Germanisch halbfett, mit $^1/_8$ Petit Durchschuß) bleibt dennoch ein schöner Vorzug dieser Ausgabe. Wir können trotz der kleinen Ausstellungen, die wir gemacht haben, das Werk nur herzlich empfehlen: möge es von denen, die sich keine teurere und vollständigere Ausgabe anschaffen können, gekauft und fleißig studiert werden.

R

Das Volk der Religion. Die Geschichte Israels für die Zwecke der Schule geschaut und gestaltet. Von Professor Dr. Hermann Tögel. Leipzig, Julius Klinkhardt 1916. XVI, 214 S. 3,40, gebunden 4 Mk.

Dieses Buch, das auf Grund der neueren Forschung die israelitische Geschichte von Mose bis zu den Makkabäern hinab erzählt, will den Lehrern aller Stufen, die alttestamentlichen Unterricht zu erteilen haben, zur Erleichterung ihrer Vorbereitung den wissenschaftlichen Stoff schon „vorgestaltet“ darbieten. Die Darstellung ist wirklich überaus lebendig und anschaulich. Klein gedruckte Bemerkungen am Ende jedes Kapitels regen zur Beurteilung des Erzählten und zum Vergleich mit der Gegenwart an. Das ganze Buch zeugt von Sachkenntnis und gutem Verständnis und wird unzweifelhaft manchem Lehrer, der nicht über solche Kenntnisse und eine solche Phantasie verfügt, gute Dienste

leisten. Will man freilich einen ganz strengen Maßstab anlegen, so darf man nicht verschweigen, daß der Verfasser trotz allem noch öfter in der Sage stecken geblieben ist, als er selber ahnt.

Walter Baumgartner

Die Unsterblichkeitsfrage. Drei Vorträge von Julius Hans. Augsburg, Gebrüder Reichel 1915. 46 S. 75 Pfg.

Im ersten Vortrag stellt der Verfasser zunächst den Tatbestand fest, d. h. die Gestalt, in der der Jenseitsglaube unter den Menschen existiert; der Ueberblick führt zu dem Ergebnis eines allgemein vorhandenen Bewußtseins, daß das im Menschen wirksame Lebensprinzip sich in seiner räumlich und zeitlich begrenzten irdischen Existenz nicht erschöpfe. Der zweite Vortrag weist als Inhalt des geläuterten Jenseitsglaubens nach die Verklärung in Gottes Bild, einen neuen Tag mit neuen Aufgaben, eine höhere Entwicklungsstufe, die das auf Erden Angebahnte zur Vollendung führe, deren Wert aber nicht sowohl in der Unbegrenztheit ihrer Dauer, als vielmehr im Reichtum ihres Inhalts liege. In einem dritten, Grund und Wert des Unsterblichkeitsglaubens behandelnden Vortrag erscheint dieser als eine Sache, die ihrem Wesen nach keine Gewißheit des Augenscheins oder des logischen Beweises, nur eine Gewißheit der Ueberzeugung kenne; beweisen lasse sich höchstens ihre Möglichkeit und die Unhaltbarkeit der Gegenbeweise. Seine innere Begründung hat der Jenseitsglaube in dem Sinne, den er dem Leben gibt, und dem Wert, den die Persönlichkeit in sich selbst und abgesehen von ihrer kulturellen Leistung besitzt, und der nicht verloren gehen kann, vielmehr nach jenseitiger Vollendung drängt. Doch lebt er in den Gläubigen nicht als Schlußfolgerung, sondern als unmittelbare Gewißheit, gestützt durch das Gottesbewußtsein, wertvoll und köstlich in seinen Wirkungen als edelstes Motiv edelster Taten.

Mir scheint, daß die Schrift in gedrängter Form alles Wesentliche enthält, was vom geläuterten Standpunkt eines freieren Christenglaubens zu der Frage gesagt werden kann. Es wird hier kein Versuch gemacht, über das Wie des jenseitigen Lebens etwas zu sagen, etwa nach Art derer, die sich die Bibelgläubigen nennen und an der Hand einzelner Bibelworte mit erstaunlicher Sicherheit von zukünftigen Dingen reden. Und es wird kein Versuch gemacht, zu beweisen, was nicht zu beweisen ist, sondern der Verfasser zeigt uns seinen Glauben in seiner inneren Begründung. Dies und das Aufzeigen der Linie, die über unsere irdische Existenz hinausführen und uns unser Leben in seinem überweltlichen Zusammenhang schauen oder doch ahnen lassen, ist ja alles, was sich hier tun läßt. Gerade, wo der Jenseitsglaube so begründet wird, ist klar, daß er nicht demonstriert werden kann, sondern in uns unmittelbar aufleben muß. Die Schrift wird allen, die über die Frage nachdenken wollen, viel geben können und heute, wo das große Kriegssterben die Jenseitsfrage in vielen Herzen lebendiger gemacht hat, sehr willkommen sein; und zwar umsomehr, da sie, in vornehmster Sachlichkeit gehalten, auf solche Aktualität keinerlei Bezug nimmt.

Pauli

Unseres Herrgotts Rebberg. Erzählungen von William Wolfensberger. Heilbronn, Eugen Salzer 1916. 213 S. M. 2,50, geb. 3,50.

Den jetzigen Pfarrer von Fuldera, W. Wolfensberger, lernte ich als jungen Studenten kennen, und er gefiel mir durch ein offenes und ehrliches Bekenntnis: er könne mit der Kirchengeschichte nichts anfangen, sie sage ihm nichts; das liege nicht am Vortrage, sondern an der Sache selbst, die sei ihm zu tot. So habe ich ihn in der Vorlesung selten gesehen, er kam nur, wenn markante Persönlichkeiten, wie Augustin, Luther, Zinzendorf oder auch im Seminar Dante behandelt wurde; aber wir sind gute Freunde geworden, und mit stetig mehr wachsendem Interesse beobachtete ich die Entwicklung einer ungemein zarten und feinempfindenden Seele, die unter allerschwerstem äußeren Druck sich kraftvoll vorwärts arbeitete. Die Entfaltung war überraschend: der junge Pfarrer hob seine kleine, seit Jahren verwaiste Gemeinde aus schlimmsten wirtschaftlichen Nöten mit energischem Griff empor, das halbzerfallene Pfarrhaus wurde Mittelpunkt sozialer Fürsorge, in dem der Pfarrer eigenhändig seinen Gemeindegliedern das Mehl abwog oder Petroleum austeilte; die eingestürzte Friedhofsmauer wurde wieder schmuck, kurz, das Bündner Dörflein blühte auf — ein Bild, wie es nur in der Schweiz denkbar ist, wenn die alte Tellenkraft sich regt. Und dieser vielbeschäftigte Mann lebte ein tiefes Innenleben und ließ es ausströmen im Lied oder der kleinen Erzählung, die bald hier, bald da erschienen, immer aber ihre Leser fanden. William Wolfensberger ist den Schweizern längst kein Fremder mehr, und ich möchte, daß man ihn auch in Deutschland liest. Mit der Ankündigung der Tagespresse freilich: „ein neuer Schweizer Dichter!" möchte ich nicht kommen; in den Lärm der Menge paßt der stille, sinnige und doch so tätige Pfarrer von Fuldera nicht hinein, dahin will er ja auch gar nicht. Menschenseelen und Menschenschicksale hat er beobachtet und faßt die Tragikomödie des Lebens in dichterische Form. Für den Seelsorger steckt in den kurzen, knappen, mitunter sogar etwas abgerissenen vierundzwanzig Erzählungen außerordentlich viel, und wer nur ein wenig Empfänglichkeit für all das besitzt, was sich in den Worten Schicksal, Leid, Verhängnis, Schuld verbergen kann, wird inneren Gewinn aus dieser lebenswahren Darstellung heimtragen. Etwas Herbes und Hartes liegt über dem Ganzen, mehr als es ohnehin der steinige Schweizerboden mit sich bringt, die bitter durchlebte Jugendzeit wirkt nach, und manchmal wünschte man ein wenig mehr Sonne. „War die Sonne nicht das Schönste von allem?" (S. 116), das sähen wir gerne noch etwas häufiger. Packend sind die Erzählungen alle. Das Meisterstück scheint mir „ein Brief" zu sein, den „der Ketzerpfarrer", der Protestant, für die Katholikin auf seiner Schreibmaschine an ihren im Felde stehenden Sohn schreibt; die psychologische Schilderung, wie das Marienbild von Perugino über des Pfarrers Arbeitstisch das Herz der Katholikin gewinnt und alle Scheu hinwegnimmt, ist in ihrer Schlichtheit ergreifend — besser als aller Burgfriede ist die Liebestat am Nächsten. Fuldera liegt nahe an der Tiroler Grenze; so spielt wie in diese Erzählung auch in andere der Krieg hinein. Immer aber ist das Menschenherz des Dichters Arbeitsfeld. „An dem See meiner Heimat dehnen sich die Weinberge weit hin. Liniengrad stehen die Reben, ein stilles starkes Volk. Sie werden geschnitten, gebogen, gebunden. Sie weinen, sie blühen, sie tragen Frucht."

Walther Köhler

Karl Stielers Werke Fünf Teile in einem Band. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Quenzel. Leipzig, Hesse und Becker. 111, 80, 79, 63 und 176 S. Gebunden 2,50 Mk. (Anerkennenswert billig.)

Neben den bekannten reizenden Gedichten in oberbayrischer Mundart haben mich in dieser Sammlung am meisten die mir bis dahin unbekannten Prosastücke interessiert, die alle denk bayrischen Hochlande und seinen Bewohnern gelten und als Ganzes ein hervorragender Beitrag zur bayrischen Volkskunde heißen dürfen. In der Gegenwart wird man ganz besonders auf die Stimmungsbilder aus den Jahren 1870/71 achten, die so ergreifend zeigen, wie einem ganz im bayrischen Boden wurzelnden Partikularisten damals das Herz für Deutschland aufging. Auch die Hochlandslieder enthalten viel Schönes, zeigen besonders die reine, innige Liebe zu der kleinen Welt seines Hauses, in der er daheim war. Der bekannteste und schönste Ausdruck dieser Stimmung, zugleich die reifste Frucht von Stielers Dichten ist das Winter-Idyll, das Stielers Namen dauernde Verehrung sichert.

Erich Foerster

Märker. Von Theodor Fontane. Eine Auswahl biographisch-historischer Darstellungen aus den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg". Herausgegeben von Hermann Berdrow. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 209 S. 1 Mk.

Fontanes Wanderungen bedürfen keiner neuen Empfehlung. Sie haben Vielen die Augen geöffnet für die nicht leicht zugängliche Schönheit der Mark Brandenburg mit ihren Seen und Kiefernwäldern, mit ihren alten Schlössern und verschlafenen Städtchen. Sie haben, und das ist wichtiger, auch vielen das Verständnis geschenkt für die charaktervolle Größe brandenburgischen und preußischen Wesens. Die vorliegende Auswahl gruppiert den Stoff um drei große Männer des preußischen Staates, den Großen Kurfürsten, Friedrich den Großen und Wilhelm I. Den Glanzpunkt bilden die unvergänglichen Geschichten vom jungen und alten Fritz.

Erich Foerster

Kleine Mitteilungen. Traub hatte in seiner „Christlichen Freiheit" den schönen frommen Abschiedsbrief eines gefallenen Theologen abgedruckt (Nr. 41). Konservative Blätter (z. B. Kreuzzeitung 527) geben ihn wieder, indem sie ihn offenbar einer Korrespondenz entnehmen, mit der gleichen Einführung. Es heißt darin: „Es überrascht, gerade ein solches Zeugnis in der Christlichen Freiheit zu finden." Ja warum in aller Welt soll ein solcher frommer guter Brief nicht in der Christlichen Freiheit stehen? Und weshalb muß an seine Wiedergabe eine so lieb- und verständnislose Bemerkung geknüpft werden? Freute man sich des Briefes, weshalb der Ausdruck einer Ueberraschung, der doch nichts als der Ausdruck eines eingewurzelten Mißtrauens ist? Ein Zugeständnis an den Aberglauben von den „zwei Religionen" angesichts der ganz einfachen Tatsache, daß wir im Verständnis echter christlicher Frömmigkeit im Grunde völlig einig sind. —

Zum Reformationsfest und dem oben dazu Gesagten: irgendwo, wir wissen eben nicht von wem, ist der Vorschlag gemacht, die Feier des Thesenjahrs zu vertagen, bis der Krieg vorüber sei. Ist dabei der Gedanke maßgebend, daß wir erst nach dem Kriege der Rücksicht auf den Burgfrieden ledig die ganze konfessionelle Wucht dieser Erinnerung werden zur Geltung bringen können, so möchten wir dem Vorschlag und seinem Beweggrunde lebhaft widersprechen. Es ist eine wundervolle Aufgabe, das Gedächtnis von 1517 zu feiern unter Verzicht auf den polemisch historischen Hintergrund. Das Wesentliche davon ist unsern protestantischen Gemeinden bekannt; Unerläßliches müssen uns die Katholiken sagen lassen ohne Empfindlichkeit; im übrigen sollen die Reden und Artikel, die das Jubeljahr zeitigt, nur in Gottes Namen tiefer steigen und das Verständnis unsres Glaubens und unsrer Aufgabe da heraufholen, wie wir es für unsre Zeit brauchen, rein positiv. Das könnte ein ganz besonders gesegnetes Jahr geben. Etliche rhetorische Effekte wollen wir dafür gern drangeben, auch einige Leidenschaft, es ist genug Raum für das Echte, das sich nicht bannen läßt. Eine andre Frage ist, ob nicht wegen des Burgfriedens, sondern wegen des Krieges die Feier verschoben werden sollte. Nun, wenn wir Frieden bekämen im nächsten Jahr, dann allerdings wäre eine Beeinträchtigung des Luthergedächtnisses wohl zu befürchten. Denn dieses Ereignis wird die Gemüter auf lange so ausfüllen, daß für geschichtliche Erinnerungen kein Raum drinnen übrigbleiben wird. Wenn und solange wir aber 1917 noch Krieg haben, wird es eine Wohltat sein für unser evangelisches Volk, sich an Luthers Glauben zu stählen und aufzurichten. So soll man unsers Ermessens 1917 nicht vertagen, sondern auf die Gefahr hin, daß der ersehnte Friede diese Feier beeinträchtigt (im Notfall holen wir das Versäumte 1921 nach), ruhig am rechten Termin festhalten, gerade weil dieses Gedächtnis, richtig und im Kriege begangen, zwiefachen Segen bringen mag.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona/E. Montag 13. November 4 Uhr im Kaiserhof: Anna Schellenberg, Mutter and Volk. Frau Emma Petersen.

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Mitgliederversammlung Mittwoch 15. November 8 Uhr Deutscher Kaiser: Der Gottsucher in der modernen Literatur. Fräulein Oberlehrerin Lieske.

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Oeffentliche Versammlung Freitag 27. Oktober 8 Uhr Carola-Hotel: Deutschlands zukünftige Kulturaufgaben in der Völkerwelt. Missionsdirektor Lic. Dr. Witte-Berlin.

Dessau. (Freunde ev. Freiheit) Mittwoch 15. November abends 1/4 9 Uhr in der Askania: Religiöse Beeinflussung der schulentlassenen Jugend. Pfarrer Werner-Dessau.

Görlitz. Donnerstag 23 November 8 Uhr in der Krone am Obermarkt: Die Erneuerung des Christentums durch das geschichtliche Bild Jesu. Professor Weinel-Jena.

Halle. Freitag 10. November 8 1/4 Uhr im St. Nikolaus: Unsere Stellung zu Jesus. Prof. Bithorn-Merseburg.

Magdeburg. Montag 13. November 4 Uhr Hasselbachst. 1 (Stadtmission): Die Lage des deutschen Protestantismus vor hundert Jahren und heute. Lic. Mulert-Berlin.

Versammlungskalender

7.–9. November	Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden Halle
16. 17. "	Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt Berlin

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 42. Königreich Sachsen 1915/16 — Der Krieg: Boden- und Wohnungsreform und Kriegerheimstätten

Hauslehrerin nicht über 25 Jahre alt mit Befähigung zum Unterricht für Lyceum oder Reifezeugnis eines Oberlyceums gesucht aufs Land für mehrere Jahre. Vorbereitung von zwei 6 jährigen Knaben auf höhere Schulen. Kenntnis des Lateinischen erwünscht, aber nicht unerläßlich. Freie Station und 100 M monatlich. Bewerbungen mit Zeugnissen, Lebenslauf und Photographie an **Frau Hertha Bretschneider** geb. Edle von Querfurth, **Wolfsgrün** im sächs. Erzgebirge.

Töchterheim Baumgartner **Zell Wiesental bad. Schwarzwald**

verbunden mit staatlich beaufsichtigter **Privatschule**

Lehrziel der 10 klassigen Höh. Mädchenschule. Sehr kleine Klassen. :: :: :: :: Individuelle Behandlung der Schülerinnen. :: :: :: :: **Hauswirtschaftliche Abteilung** angeschlossen. Praktische Einführung :: :: :: :: in alle Zweige eines Familienhaushaltes. :: :: :: :: Beschränkte Anzahl Hausschülerinnen. Schönes Familienleben. Gewissenhafte Pflege und Erziehung. Förderung des Verständnisses :: für die sozialen Aufgaben der Frau. Gediegener Musikunterricht. ::

Beste Empfehlungen. Prospekte durch die Vorsteherinnen.

Wie führe ich eine Vormundschaft?

Gemeinverständliche Aufklärung. Unter Berücksichtigung der neuesten gesetzlichen Bestimmungen und Ministerialerlasse. — Mit Antragsformularen, Tabellen u. Sachverz. Von Ger.-Ass. **Walter Grueneberg**

Aus dem Inhalt: Vormundschaft über uneheliche und eheliche Kinder. — Annahme an Kindesstatt. — Namensänderung. — Fürsorgeerziehung. — Berufsvormundschaft.

64 Seiten **1 Mark**

Stiftungsverlag in Potsdam

Wer zerrissenes Schuhwerk, Geschirre, Leder, Zeltstoffe, Fahrradmäntel, Filz usw. selbst ausbessern will, verwendet vorzüglich die

Nähahle Stepperin D.R.G.M.

Solide, beste Konstruktion. Näht Steppstich wie Maschine. Leicht zu handhaben. Garantie für Brauchbarkeit. Viele Anerkennungen. Preis **Mk. 2.50** mit Nadelsortierung und Leinenzwirn, verpackt und postfrei. **In Lederhandlungen käuflich** oder direkt durch

Joh. Zucker
Stuttgart-Botnang.

GESUCHT!

womöglich auf sofort bis zur Neubesetzung der zweiten Pfarrstelle – Mitte oder Ende März 1917 – ein **CAND. MIN** oder **CAND. THEOL.** zur AUSHÜLFE für den PREDIGER unserer Gemeinde. Monatliche Vergütung Mk. 250.—.

Gesuche nebst Zeugnissen an den vorsitzenden Bauherrn, Herrn Konsul MEINERS, am Hafen 95, erbeten.

BREMERHAVEN, Oktober 1916

DER KIRCHENAUSSCHUSS
der Vereinigten Evangelischen Gemeinde
Bremerhaven

Deutsche Worte — Deutsche Lieder

Stimmungsvolle Beilage zu **Weihnachts**-Liebesgaben für unsre Soldaten

6 Einzelheftchen je 5 Pf., 100 St. gemischt 2,80 Mk., Sammelhefte 25 Pf., 24 St. 4,30 Mk., 100 St. (10 Pfd.) 14,50 Mk. postfrei geg. Kassa od. Nachnahme. Diese Selbstkostenpreise lassen keinen Buchhändlerrabatt zu.

Postscheckkonto 7929 Frankfurt (Main) **Druckerei Bauer** in **Marburg**

Soeben erschien ein Bändchen der

im Hauptquartier Ob.-Ost und vor Generalfeldmarschall von Hindenburg gehaltenen Feldpredigten

von **Dr. Ludwig Wessel**
Kaiserl. Gouvernementspfarrer
Pfarrer an St. Nikolai in Berlin

4. Tausend hübsch kart. Mk. 1.20

* * * **Verlag von Martin Warneck, Berlin W 9** * * *

2. AUFLAGE

HEINRICH TILEMANN
Konventual-Studiendirektor im Kloster Loccum

WOHER DAS SELBSTGEFÜHL DER ENGLÄNDER?

31 S. :: 0,75 Mk.

THEOL. RUNDSCHAU (H. 1/2 S. 34): In bedeutsamer Weise u. a. mit dem Puritanismus und seinen Einwirkungen auf die politisch-sittliche Art des englischen Volkes beschäftigt sich der Vortrag von T. Ich habe mit großem Interesse gelesen, was er mit Sachkenntnis vorbringt. (Kattenbusch)

EVANG. FREIHEIT (H. 4 S. 146—154): Eine Hauptaufgabe dieses Krieges ist es, das ungemessene Selbstgefühl der Engländer zu brechen. Tilemann hat sich das Verdienst erworben, die wichtige Frage nach dem Ursprung dieses Selbstgefühls in wirklich objektiver und gerechter Weise zu beantworten. (Baumgarten)

DEUTSCHE POLITIK (H. 27 S. 1153 f.): Eine vortreffliche Schrift! (Schiemann)

HAHN'sche BUCHHANDLUNG, HANNOVER u. LEIPZIG

Was heißt:

„Liebet eure Feinde"?

Ein Wort der Beruhigung in Kriegszeiten

von

Theodor Birt

Professor der klassischen Philosophie in Marburg

Preis 40 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Voreinsendung von 43 Pf. (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag

Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. L.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte. **Versicherungsbestand 438 151 390 M. Vermögensbestand 183 970 000 M.**

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1915: 2 479 882 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von 1/2 % der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.